

Praxis-Forschung wurde Tat-Sache

Felten, Rolf von

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Felten, R. v. (1993). Praxis-Forschung wurde Tat-Sache. *Journal für Psychologie*, 1(3), 74-82. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-21791>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Psychologie in der Berufspraxis

Praxis-Forschung wurde Tat-Sache

Rolf von Felten

Zusammenfassung: Der Kanton Bern hat einen der ältesten Erziehungsberatungsdienste Europas (Gründung 1921). Im heutigen Netzwerk von 11 öffentlichen Stellen wird seit einiger Zeit am Aufbau einer eigenen Forschungsstruktur gearbeitet. Ihr Kernstück ist die Philosophie der Praxis-Forschung.

Praxisforschung¹ ist keine neue Philosophie. Vielleicht ist sie überhaupt keine Philosophie, sondern nur eine Tat-Sache. Sie ist nämlich nicht erfunden worden, sondern sie hat sich im Praxis-Alltag von selbst ergeben. Zuerst war sie eine Klage: „Nie Zeit zum Distanz nehmen, immer nur funktionieren!“ Allmählich mauserte sie sich zur Ahnung, zum Bedürfnis – nach eigenständiger Reflexion; heute beginnt sie, z. B. bei den Kinder- und Jugendpsychologinnen und -psychologen² im Kanton Bern, eine eigene Struktur zu finden. Beraterinnen und Berater sowie Therapeutinnen und Therapeuten versuchen gemeinsam ihre Routine zu verlangsamen und schaffen sich Spielraum zum forschenden Umgang mit ihrer Berufswirklichkeit. Statt weiter Fertigprodukte vom Psycho-Großverteiler zu erhoffen, sind sie selbsttätig geworden und beginnen vermehrt, Dinge in Umlauf zu setzen, die im eigenen Garten gewachsen sind. Wir hören der Kollegin und dem Kollegen achtsamer zu und stellen uns selber Fragen, vor allem: Wir nehmen die eigenen Erfahrungen ernst und werden bescheidener – auf dem Weg zur Forschung!

1. Die Regeln

Forschen kommt von „Furchen ziehen“ oder: Wie einer merkte, daß seine Theoriefragmente keine Wirklichkeit finden

Unsere Generation (1935-1945) hat sehr früh und sofort selbständig zu arbeiten begonnen. Für einige von uns ging es gleich darum, eine

Institution zu gründen. In diesen sozialen Gründerjahren und Aufbruchzeiten kamen viele Maßstäbe ins Wanken. Die Jungen wollten nicht mehr arbeiten (wie wir es getan hatten), die Mädchen muckten auf. Man sprach von Befreiung. Die schulischen Strukturen bröckelten. Alle Schweizer Städte waren überflutet von Italienern und Italienerinnen. Hochkonjunktur war im Land, sogar bei den Kindern: der seit langem geburtenreichste Jahrgang betrat 1970 die Schule.

Auf Turbulenz und Umbrüche war keiner von uns fachlich vorbereitet. Wir standen da mit unseren Testkästen unterm Arm und staunten. So viele Meßmethoden, so viel Objektivität gelernt und alles schon Geschichte! Hatte es die skeptische Generation je gegeben, außer im Kopf von Schelsky³? Wohin sollten wir mit der Begabtenförderung?

Zum Philosophieren gab es aber wenig Zeit. Selber hatte man hunderte von Fällen in einem Jahr zu „erledigen“, keine Supervision, keine psychotherapeutischen Qualifikationen. Um das Maß voll zu machen, ließen sich einige von uns auch noch dazu überreden, neben dem Aufbau neuer Dienste in der Ausbildung an der Uni tätig zu werden. Man übernahm Lehraufträge und begann, trotz allem im Übermut, was allmählich zur Bescheidung und Umkehr führen sollte.

Wie einer merkt, daß Studenten qualifizierter handeln, als es ihr Theorie-Stand erlaubt

An der Uni entschied ich mich, Beratung zu lehren, weil ich selbst nicht wußte, wie das

alles bei mir ablief, wenn ich beriet. Wie konnte ich meinen jungen Kolleginnen und Kollegen die ganze Lebendigkeit der sprachlichen Auseinandersetzung mit Kindern, Jugendlichen, Familien rasch nahe bringen, ohne über gestellte und schematische Lehren ihr eigenes Handeln vorzeitig zu behindern? Wo steckten die Grundkräfte ihrer forschenden Betrachtungsfähigkeit von Menschen und ihrer selbst? Wo steckten die Fundamentalien der Beratungssprache? Wo steckte der Wesenskern der Therapie? Hatten sie nicht – wie ich scheinbar auch – ein intuitives Kernwissen bereit, das ihnen ermöglichte, Beratung sofort von innen heraus zu üben und zu gestalten?

Ich sah, daß die Studentinnen und Studenten in Modellsituationen, die sie selber kreiert hatten, ein und dieselbe Interaktionskette verschieden sahen, aber ähnlich eingriffen – oder gleich sahen, aber verschieden handelten. Ich bemerkte, wie sie beraten konnten, dazu eigene Theorien erfanden und abwandelten, ohne je ganz sicher zu sein, ob zwischen ihrem Handeln und den Theorien ein Zusammenhang besteht. Sie kreierten Krankes und Gestörtes, erprobten sich abwechselungsweise als Beratene und Beratende, fanden Wege des Dialogs und suchten den eigenen Stil. Dabei stießen sie auf ihre eigene Sprache und rangen hie und da zünftig mit dem eigenen Schatten. Sie stießen auf Grundfragen der Kommunikation: Was ist Vertrauen, was ist Lüge, was ist Unverständlichkeit, was ist Redundanz, Entropie, was ist Sakralität, Konversation, Bla-Bla, Schweigen? Unvergänglich bleibt, wie die Frage: wie kann ich ich selber bleiben und doch therapeutisch wirksam werden? leitmotivisch immer wiederkehrte.

Ich selbst machte hier meine ersten Forschungsschritte über Beratungsprozesse und begann besser zu verstehen, was ich selber im Alltag tat. Ich glaubte erkannt zu haben, daß es in dieser Art von Erkenntnisgewinn weniger darum ging, eine Systematik der Beratungsprozesse vorzulegen, als bei jedem einzelnen Übungsstoff und Materialien bereitzustellen, um die jeweilige Dynamik des Praxis-Forschungsprozesses nicht zu bremsen. In einem gewissen Sinne ging es mir wie Piaget, als er sich entschloß, Antworten von Kindern nicht mehr als richtig oder falsch zu klassieren, sondern versuchte, ihrer inneren Logik zu folgen –

und dabei Spaß empfand, weil dahinter sich eine Epistemologie abzuzeichnen begann.

Wie die audiovisuellen Mittel zum Spiegel werden für den eigenen Erkenntnisprozeß

Mein eigener Praxisalltag wandelte sich unter dem Einfluß solcher Suchbewegungen zusehends. Zudem begannen Hilfsmittel, die zuvor der Uni vorbehalten gewesen waren (wie Tonbandgeräte, Videokamera, Einwegscheibe, Informatik erst in allerletzter Zeit) unseren Dienst und die Therapieräume zu möblieren. Man begann sich selbst zuzuschauen und zuzuhören. Wiederholung, Beschleunigung und Verlangsamung schufen neue Bilder. Geste und Spontansprache wurden verfügbar. Wir sahen neue Details und Zusammenhänge und bemerkten bei all diesen Manipulationen mit Staunen das Schrumpfen der Wirklichkeit. Man sezierte, verglich, stellte zur Diskussion, man war Subjekt und Objekt zugleich und begann nun auch öfter, zu zweit zu arbeiten. Weiterbildung, Supervision sowie Intervention kurbelten diesen selbsttätigen Informationsprozeß mächtig an. Daß die Versprechungen der großen Psychotherapieschulen endgültig nicht in Erfüllung gehen würden, war nun offensichtlich.

Wie einer wagt, selber Theorien zu erfinden, und schließlich merkt, daß das alle können

So kristallisierten sich für kleinere Gruppen Denkschulen heraus, die dem Praxisalltag Salz und Pfeffer brachten. Die Moden wechselten zwar immer rascher, und nicht jeder war fähig (und willens), für eine zeitlang einem Trend treu zu bleiben. Viele machten Mischungen, getrauten sich aber auch im engen Kreis vorerst noch nicht, ehrlich zu sein. Aber immer mehr Praktikerrinnen und Praktiker begannen – nebst eigenen Erfahrungen – Gehörtes und Gesehenes munter zusammenzumischen – jedes auf seine Weise. War man selber ein erkenntnisgenerierendes Wesen? Sollte man sich dafür schämen? Die rasche Erosion aller hochtrabenden Pläne der psychotherapeutischen Schulen warf zudem bald ein greller Licht auf die Hinfälligkeit dogmatischer Bemühungen. Und in der akademischen Psychologie, wo man in der Nach-

kriegszeit so selbstsicher auf die großen Fortschritte der Disziplin gehofft hatte, wurde man bescheidener. Der Krise der Diagnostik folgten andere, und eine gewisse Orientierungsschwierigkeit war nun nicht mehr zu übersehen. Es war offenbar wirklich nicht möglich, Theorien für mitmenschliche Beratungsprozesse auf dem festen Grund intersubjektiv überprüfbarer Kenntnisse zu erarbeiten – und zu vermitteln! Einigen von uns begann dies zu gefallen. – Ursprünglich hieß Forschen Fragen: Man verlangt Auskunft. Abgeleitet sei der Begriff vom altgermanischen „Furuh“: Furchen ziehen, wühlen, die Oberfläche aufreißen – also auch Unruhe stiften. Da wären ForscherInnen also Leute, die in die eigene Routine des Denkens und Handelns Furchen ziehen, die Oberfläche aufreißen, um tief zu sehen.

Wie wir versuchen, miteinander in einen forschenden Dialog zu kommen und Theorien Tat-Sache werden

Nach der stillen, aber beharrlichen Betrachtung der eigenen Praxisentwicklung (die mich durch drei psychotherapeutische Ausbildungen geschickt hatte), und nach meiner zwölfjährigen experimentierfreudigen Lehrtätigkeit am Psychologischen Institut (wo mir unvergeßliche Studentinnen und Studenten viel über mich selbst beigebracht hatten), war es nun an der Zeit, meine Beobachtung im Feld etwas systematischer zu überprüfen – und auch zu hinterfragen.

Es folgten nun zehn offene Dialoge mit erfahrenen Kolleginnen und Kollegen. Sie dauerten je zwei Stunden im Abstand von einigen Tagen. Eingeleitet wurden diese Gespräche durch zwei Briefe und die Zustellung von 34 Äußerungen zur Beratung, die damals meinem eigenen Reflexionshorizont wahrscheinlich entsprachen, und von denen ich annahm, sie könnten einen interessanten Gesprächsaufakt bringen und über die Grenzen eines strukturierten Interviews hinausführen⁴. Die vorangegangene spielerische Revue meiner Sätze verflüssigte übrigens meine Nachforschung zum Wesen der Beratung, machte mir aber auch auf drastische Weise deutlich, wie hinfällig Selbst-Ersonnenes und Sprache werden können. Mein Wunsch, nach einem Vierteljahrhundert des Übens, das Wesen der

Beratung mit Worten eingrenzen zu können, hatte mich an die Grenze meiner selbst und meiner Sprache gebracht: „Worüber man nicht sprechen kann, soll man schweigen“. – Schweigen als Kern unseres Berufes? Zum Schweigen war es noch etwas früh für mich.

Die Kolleginnen und Kollegen sollten also im Gespräch über das Wesen ihrer Beratung – von sich selbst ausgehend – nachdenken. Das traf dann glücklicherweise auch ein. Weil ich es gesucht hatte, erfuhr ich ein weiteres Mal die fließenden Konturen tieferer (wahrscheinlich handlungsleitender) Überzeugungen und sah, wie alle Kollegen und Kolleginnen auf ihre Weise ein selbstreferentielles System darstellten und stolz waren, ihre eigene Epistemologie aufzuweisen.

Die Gespräche wurden zum Teil in Hochdeutsch, zum Teil im Dialekt geführt, je nach Wunsch der Kollegin oder des Kollegen. Die Transkription übernahmen sie selbst, allerdings mit der Bitte, keine inhaltlichen Veränderungen des Textes vorzunehmen (was dann doch geschah).

Die Dichte der Gespräche war schwer in einen schriftdeutschen Text umzusetzen. Und vieles, was die Faszination und Tiefe einiger Äußerungen ausgemacht hatte, blieb auf der Strecke. Meine Vermutung, wonach wesentliche Äußerungen über das Praxishandwerk (der Beratung) nur unter Preisgabe herkömmlicher Forschungsstrategien zu erreichen sind, wurde weiter genährt. Praxis-Forschung, so dachte ich zum ersten Mal deutlicher, muß auch aus der Personenbezogenheit des Forschers ein Forschungsprinzip entwickeln. Praxis-Forschung ist zwar eine objektive Forschung, in einer Welt von Objekten, die es sachlich so gut als möglich zu beschreiben und erklären gilt. Sie ist vor allem eine Welt von Taten, die Sachen schaffen: Tat-Sachen.⁵

Eine neue Binnenrationalität für Praktiker

(1) Das primäre Forschungsinteresse von Praktikern (in unserem Fachbereich der psychosozialen Versorgung) scheint weniger nach Wissen und Kenntnissen zu trachten, als den Weg zu suchen für erkenntnisfördernde Handlungsformen der beweglichen Art⁶.

(2) PraktikerInnen schreiben ungern und lesen wenig. Erkenntnis generieren sie in

der Praxis selbst, meist ohne das Bedürfnis zu empfinden, daraus eine weitergehende Systematik zu entwickeln. Erkenntnis tragen sie zu einem guten Teil unartikulierte als Handlungspotential in sich: ihr implizites Gedächtnis.

(3) Sie leben mit der Zwiespältigkeit der Sprache. Das Sprechzimmer, in dem sie viele tausend Stunden Geschichten anhören – Geschichten, die der eine so und der andere anders zur Sprache bringt – öffnet alle Irrgärten und Labyrinth der menschlichen Sprechens. Deshalb bleiben gute Praktiker und Praktikerinnen (meist!) undogmatisch. Im Wissen um die Vorläufigkeit von Erkenntnis scheuen sie allerdings nicht davor zurück, für praktische Situationen Verallgemeinerungen und handliche Vorstellungen zu entwickeln: sie nennen das recyclebares Wissen.

(4) Sie sind mit der zeitlichen/räumlichen, aber auch menschlichen Begrenztheit ihrer Handlungsmöglichkeiten täglich konfrontiert. Und haben folglich die geschichtliche Begrenztheit allen professionellen Handelns ganz besonders zu bedenken.

(5) Praxis-Forschung hat zwar deshalb von der Praktikerperson auszugehen, aber auf welchem Weg nun eine Praktikerin/ein Praktiker sich (persönlich) in der Forschung üben kann, hängt von strukturellen Bedingungen ab, die eben es zu schaffen gilt.

So wurden uns Ende der 80er Jahre allmählich die Konturen dessen, was wir mehr und mehr als Praxis-Forschung zu bezeichnen begannen, so klar, daß wir darüber nun auch öffentlich zu sprechen und zu schreiben begannen, zuerst im Kanton Bern⁷, dann aber auch jenseits der engeren Grenzen⁸.

Wir sahen neben den beiden großen Gebäuden der Grundlagen-Forschung und der Angewandten Forschung ein drittes, eigenständiges: die Praxis-Forschung. Verschreibt sich Grundlagen-Forschung der zweckfreien Erkenntnis und sucht Angewandte Forschung (diese) Erkenntnis auf die Praxis zu übertragen, so hat Praxis-Forschung das eigene Tätigkeits-Feld, die Tat-Sachen, zum inneren und äußeren Forschungsgegenstand zu machen.

Damit begann der Versuch, diesem Anspruch eine Legitimation und eine Struktur zu geben. Für Praxis-Forschung sollten nun auch Mittel bereitgestellt werden, um der Bernischen Erziehungsberatung weitere Impulse der Entfaltung zuzuführen.

2. Die Strukturen

Für Beraterinnen und Berater ist Arbeit: kasuistisch tätig sein, Weiterbildung machen oder allenfalls Supervision erfahren. Forschen geschieht anderswo. Praxis-Forschung muß diesem Bewußtsein Rechnung tragen. Es gilt deshalb, Forschungsspielräume im Praxis-Alltag zu schaffen. Das erfordert ein Minimum an Ordnung. Wir schufen uns dafür die EPA-Formel, die Küchen-Struktur und eine Koordinationskommission mit einer Leitung.

Die EPA-Formel: Erkundigungsforschung – Projektforschung – Anschlußforschung

Die EPA-Formel erleichtert es, die eigenen Forschungs-Ansprüche zu situieren und zu legitimieren.

Die Erkundigungsforschung

Wer sich entscheidet, in dieser Gangart einer Frage nachzugehen, hat es mit Suchbewegungen und einem höchsten Freiheitsgrad im Forschen zu tun. Was heute unter dem Stichwort Qualitative Sozialforschung oder Biografische Forschung in den psychologischen Wissenschaften an Interesse gewinnt, hat mit dem Intendierten vieles verwandt. Doch Erkundigungs-Forschung radikalisiert den Ansatz insofern, als die allgemeine Kommunizierbarkeit der Forschungsergebnisse als Anspruch nicht aufrecht erhalten bleibt.

Das Einbinden des Erforschten (und dessen Mitteilungs-Qualität und -Radius) bestimmt der Forschende mit seinen ausgewählten Partnern. Oft wird es nicht nur um Geschriebenes gehen, sondern um Dialoge.

Die E-Forschung trägt im besonderen Maße dem Umstand Rechnung, daß Erkenntnis und Befähigung des Praktikers auch durch große und langwierige Übungen entstehen kann. Optimales Handeln wird somit nicht als durch Vor-Wissen und Technik gegeben betrachtet, sondern als Tat-Sache einer (geschichtlich) gewordenen Berufs-Person. Solche Erkenntnisformen lassen sich allerdings nur mehr mit wenigen ausgewählten PartnerInnen vertiefend zur Sprache bringen. Dieser Anspruch gibt bei akademischen ForscherInnen immer am meisten

Anlaß zu Kritik, weil E-Forschung dem sakrosankten Prinzip intersubjektiver Überprüfbarkeit zu widersprechen scheint.

Die Projekt-Forschung

Die P-Formel geht davon aus, daß ein Forschungs-Projekt für eine begrenzte Gruppe von Praktikern interessant sein könnte. Die Verständigungsanforderungen werden beschränkt; man darf den eigenen „Jargon“ entwickeln und muß nicht die ganze internationale Forschung durchgearbeitet haben, um starten zu dürfen. Während der Verständigungsrahmen in der E-Forschung allein durch den Forschenden selbst bestimmt werden kann, gilt in der P-Formel der Rahmen der Gruppe, die für eine bestimmte Zeit zur Forschergemeinschaft wird. P-Forschung ist besonders hilfreich, um den Praxisalltag auf pragmatische Fragestellungen hin auszuleuchten; sie hilft tote Äste abzuschneiden, Leerläufe zu reduzieren, Praxis pragmatisch zu verfeinern in vernünftigen Zeitabschnitten.

Die Anschluß-Forschung

Mit der A-Formel ist die Brücke zur akademischen Forschung intendiert. Die A-Formel soll einerseits Lizientanten, Doktoranden und Habilitanden, die ein echtes Bedürfnis nach Praxisbezug ihrer Forschung haben, den Zugang zum freien Berufsfeld öffnen und andererseits „know how“ aus der akademischen Forschung vermitteln. Außerdem soll die A-Formel ihren Beitrag dazu leisten, reale Felderfahrungen der Arbeitsweise auch der Uni näherzubringen. Mit der A-Forschung hoffen wir einschlägiges Wissen aus der klassischen, akademischen Forschung in die Praxisfelder hinüber zu bringen und „last but not least“ einen Beitrag zur Methodentoleranz in der Psychologie zu leisten.

Die Küchen

Die Küchen gestatten es, ähnliche Forschungsinteressen zusammenzufassen; sie dienen der gegenseitigen Unterstützung und helfen, entsprechende Projekte voranzutreiben. In Küchen verkehren alle Ansprüche der EPA-Formel.

Ist das Forschungsinteresse zu einem Themenbereich genügend groß, wird eine thematische Küche eröffnet, eine leitende Person für die Küche bezeichnet, und die Selbstorganisation der Arbeit beginnt. Bisher sind zwei Küchen in Gang gekommen, zwei weitere sind in Vorbereitung.

Erste Küche: Der Prozeß der Beratung – das Eigene

Die Handlungsweise der Fach-Personen, ihre Kommunikationsformen, ihre Grundsätze, ihre Entscheidungsprozesse, kurz: das Transaktions-Spiel im Beraten steht im Mittelpunkt des Interesses.

Die bisherige Praxis-Forschung auf diesem Gebiet privilegierte – wie erwähnt – den Dialog und das Interview. Der Biographieforschung kommt in der Philosophie der Praxis-Forschung eine große Bedeutung zu.

Idiographische Arbeitsweisen, die der in der Zeit entstandenen Einzigartigkeit der jeweils subjektiven Beratungsphilosophie und -praxis Rechnung tragen, sind hier besonders hilfreich. Es wird alles getan, qualitative Eigenheiten nicht zugunsten übergreifender Kategorien oder allgemeingültiger Konstrukte zu verwischen. Eher das Wesen als das Gemeinsame wird gesucht. Dabei soll dem Weg des Forschens mehr Beachtung geschenkt werden als dem Produkt. Neben den erwähnten Dialogen mit den Leiterinnen und Leitern der Beratungsstellen brachten vor allem die Arbeiten von Andreoli, Steiger und Vicini wertvolle erste Erfahrungen.

Zweite Küche: Das Fremde und die Fremden, das Besondere

Wer sich mit psychosozialen Störungen befaßt, hat es – im buchstäblichen wie im übertragenen Sinn – oft mit Fremdem zu tun. Es werden uns Menschen zugeführt, die befremden, sich selber entfremdet scheinen, im eigenen Land zum Fremdling geworden sind.

Die heutige Migrationswelle von Menschen, die politischer und wirtschaftlicher Not entfliehen, hat viele der herkömmlichen Eingliederungsprozesse gesprengt. Es gibt Schweizer Schulklassen, in denen es kein Schweizerkind mehr gibt. Für viele Fachkräfte der psychosozialen Versorgung ist – im weitesten Sinn – Integration der Kern ihres Auftrags: dem Fremden in der Gesellschaft, im Staat (s)einen Platz geben, häufi-

ger noch: dem Fremden ein wenig professionelle Mitmenschlichkeit geben.

Fremdwerden als Grunderfahrung unserer Zeit – die „hausgemachten“ Fremdlinge und die anderen: Was ist ein jugendlicher Fixer angesichts todbedrohter Kurden, was ist mit unseren Behinderten angesichts des Kindersterbens in Äthiopien? – Unsere herkömmlichen erziehungsberaterischen Themen können durch die Thematik des Fremden geschärft werden. Unsere Arbeitsinhalte und Arbeitsformen müssen überprüft, ergänzt und neu gewichtet werden.

Dritte Küche: Die Entwicklungen und deren Erfassung

Die EB-Arbeit gibt zahlreiche Einblicke in Entwicklungen. Es sammelt sich hier Expertenwissen über Kinder- und Jugendförderung zuhause in der Familie, in der Schule, in der Jugendkultur. Neben gesellschaftlichen Entwicklungen und Trends und ihren Folgen für unseren Arbeitsalltag kann auch die Entwicklung der Erziehungsberatung als Institution zum Kern der forschenden Auseinandersetzung werden.

Diese Küche startete erst im November 92. Es ist deshalb noch offen, wo hier der Schwerpunkt der Forschung liegen wird.

Vierte Küche: Ethische Entscheidungen, Werte und Normen in Erziehung und Beratung

In dieser Küche werden Werte und normative Entscheidungen aus der Dämmerung des höchst Privaten ans Licht gehoben, mitgeteilt und diskutiert. Latent vorhandene Grundsätze unserer Praxis werden aufgearbeitet. Es besteht ein großes Bedürfnis, sich in der Ethik als Gang- und Reflexionsweise heimisch zu machen. Gegenwärtig werden hier vor allem ethische Fallanalysen (mit Unterstützung eines Ethik-Philosophen) durchgeführt.

Die Steuerung

Die Organisation der Praxis-Forschung wird auf einem Minimum gehalten. Die Koordinations-Kommission fällt die Hauptentscheidungen betreffend Mittel und Forschungsschwerpunkte. Der Leiter der Praxis-Forschung (zu 50% angestellt) präsidiert die Kommission und ist Hauptverantwortlicher für die Ent-

wicklung einer dezentralen, autonomen Forschungs- und Weiterbildungspolitik. Die Koordinations-Kommission und der Leiter werden von der Leiterkonferenz (den 11 DienststellenleiterInnen) gewählt. Verbindungen zur Uni sind ad hoc über Personen gegeben.

3. Die Beispiele

Das Olympiasyndrom (Küche Ethik)

Die Anmeldehäufigkeit von gestörten und kranken Kindern aus bestimmten Schulklassen führte zur Frage der Toleranz-Grenze für Wettbewerbs-Spiele bei Kindern.

Klinische Beobachtungen ließen uns vermuten, daß gewisse Quartiere und Dörfer unserer Region in einer Wettkampfschneise gefangen sind. Behörden, Elternschaft und Lehrer erzeugen – oft gegen besseres Wissen – negativen Streß, der die Begabteren nicht besser macht, im Mittelfeld zu erheblichen sozialen und gesundheitlichen Störungen führt und die Schwachen oft definitiv deprimiert und deklassiert.

Uns wurde durch die Systematisierung dieser Beobachtungen bewußt, daß zwischen der Umwelt-Entsorgungsproblematik wirtschaftlicher Wettbewerbsspiele und den schulischen Selektionsprozessen eine strukturelle Ähnlichkeit besteht: Es werden Altlasten fabriziert – und sie werden verdeckt mit vielen kompensatorischen Dienstleistungen aller möglichen Therapieformen. Sozialkosten, die zu wenig erfaßt werden.

Die Frage des konkurrenzziellen Wettkampfschemas führte auch hier zur Ethik.

In einer ersten Arbeit wurden die distress-Mechanismen dargelegt und die psychosomatischen Folgeerscheinungen untersucht. Diese Arbeit löst seit Jahren ein großes Interesse aus im Publikum. Aus dem Material entstanden verschiedene Rundfunksendungen und Zeitungsartikel. Der Begriff Olympiasyndrom wurde als Fachbezeichnung eingeführt.

Evaluationsforschung – wie aufwendig für schnelle Praxis? (Küche Entwicklungen)

In einer Region mit ca. 100 000 Einwohnern war mit dem zuständigen Jugendgerichtspräsidenten vereinbart worden, eine beratende Alternative zur gerichtlichen Abhandlung leichter Delikt Fälle zu suchen.

Der Jugendgerichtspräsident empfahl den Eltern eine Beratung mit den Worten: „Eigentlich geht es bei Ihnen um eine bessere Erziehung Ihrer Kinder. Das Delikt steht nicht im Vordergrund. Wenn Sie sich entschließen können, zwei Sitzungen auf einem Erziehungs-Beratungsdienst mitzumachen, ist für das Gericht die Sache erledigt.“

Hierauf erschienen verschiedene Familien, die durchs Band weg keine Begeisterung zeigten. Die Besprechungs-Daten wurden systematisiert aufgeschrieben und die Unterredungen auf Video festgehalten. Zwei bis drei Jahre später sollte eine Evaluation durchgeführt werden. Unsere Mittel waren äußerst knapp. Eine unabhängige Praktikerin stellte sich zur Verfügung. Die Frage war: „Soll man weiterfahren? Was ist zu verbessern?“ Die Resultate dieser Nachbefragung waren positiv. Niemand von uns hatte solche Rückmeldungen erwartet, und, gestützt auf diese Resultate, wurde eine zweite, verbesserte Runde eröffnet.

Zu diesem Zeitpunkt wurde aber der Jugendgerichtspräsident wegbefördert; seitdem besteht zwischen dem Jugendgericht und unserem Dienst kaum mehr ein fachlicher Kontakt. Die Mini-Evaluation, für die wir uns fast geschämt hatten, erschien auf dem Hintergrund dieser Fortsetzungslosigkeit plötzlich ganz adäquat. – Auch das gehört zur Praxis-Forschung!

Wie läßt sich ökologisches Handeln vermehren? (Küche Entwicklungen)

Das dritte Beispiel zeigt, wie sehr Praxis-Forschung nicht in erster Linie Beschreibung und „Objektivierung“ sucht, sondern Umsetzung von schon Beschriebenem.

In Biel wurde durch den Stadtchemiker im Jahre 1974 eine interdisziplinäre Studie über die Luftqualität der Region eingeleitet. Während 17 Jahren arbeitete ein hochqualifiziertes Expertengremium aus verschiedenen Disziplinen und Institutionen an einer vorbildlichen Studie, die 1991 als Buch publiziert wurde. Fazit: Die Luft in Biel ist bedenklich. Pflanzen, Tiere und Menschen leiden. Die Studie selber gipfelt aber im Hinweis, die Methodologie zu den verschiedenen Analysen habe dank dieser Studie weiter verfeinert werden können. Künftige Messungen dürften nun noch genauer durchgeführt werden. Das Buch wurde in der Presse besprochen und dann klassiert.

Hier setzt das Praxis-Forschungsprojekt an. Die Frage lautet: „Ist es möglich, mit beschränktem Aufwand in einer begrenzten Region eine ökologische Handlungsweise der Bevölkerung weiter zu beschleunigen?“ Nach einem Jahr zeichnen sich die ersten Handlungsverkettungen ab.

Praxis-Forschung initiierte diesen Prozeß, moderiert und begleitet ihn, und versucht (nicht hinreichend), die handlungswirksamsten Elemente festzustellen, um die eine oder andere Regel davon abzuleiten.

Dialoge mit „Ehemaligen“ (Küche Das Eigene)

Das vierte Beispiel zeigt, wie Praxis-Forschung herkömmliche epidemiologische Studien durch qualitative exemplarische Beschreibung bereichern und ergänzen kann.

Der Leiter einer bedeutenden therapeutischen Wohngemeinschaft für Drogensüchtige, der seit zwanzig Jahren die Geschicke seines Hauses leitet, hatte an der Schweizerischen Nationalfonds-Studie Uchtenhagen/Zimmer: *Heroinabhängige und ihre „normalen“ Altersgenossen* (Bern 1985) teilgenommen. Diese epidemiologische Studie benutzte die herkömmliche Technik vorstrukturierter Interviews. Vor die Wahl gestellt, an einer Nachbefragung (bei deren Durchführung er selber zum Informanten gemacht worden wäre) erneut teilzunehmen, entschied er sich für ein biographisch orientiertes Vorgehen der freien und ausgewählten Befragung ehemaliger Drogenabhängiger.

Die ersten Gespräche mit Jugendlichen stellen unerwartete Probleme. Setzt man nämlich zum echten Dialog an, entsteht rasch eine neue therapeutische Beziehung. So ungleichgewichtig leben heute viele. Die methodisch-menschliche Knacknuß ist hier: „Wie grenzt man sich ab, ohne den Dialog zu verwehren?“ oder umgekehrt: „Wie nähert man sich in der qualitativen Forschung schwer gefährdeten Menschen, ohne ihr Stützsystem zu werden?“ – Diese Frage ist ein Kern-Dilemma aller praxisorientierten qualitativen Forschung.

4. Praxis-Forschung, ein zielloser Weg

Was vorerst eine beiläufige Beobachtung schien – Berufsleute der Beratung und The-

rapie handeln sehr viel qualifizierter als es von ihrem theoretischen Wissen her möglich wäre –, bestärkte die Zweifel am Satz, es gebe nichts Praktischeres als eine gute Theorie.

Es blieb die Frage: Woher schöpfen erfolgreiche Praktikerinnen und Praktiker ihre handlungsrelevanten Impulse? Und: wie müßte Praxis (weiter-)strukturiert werden, damit sie leichter als bisher die Geheimnisse dieser handlungsleitenden Hintergründe preisgeben könnte? – Was sich mit der Praxis-Forschung abzuzeichnen beginnt, mag verblüffend wirken, entspringt aber bodenständiger Folgerung. Praxis widersetzt sich dem gegenständlichen Zugriff (der Forschung), öffnet sich aber etwas leichter tatsächlicher Annäherung. Praxis-Ertüchtigung erscheint dann nicht mehr im Lichte hierarchisch organisierter Wissens-Vermittlung (die ihre Nützlichkeit hat), sondern als selbstreferentielles und lose verknüpftes System von Sachverständigen, die einzeln oder in Gruppen handlungsrelevante Hintergründe ausloten, die Oberflächen im eigenen Alltagsfeld aufreißen, Furchen ziehen – eben forschen. Praxis-Forschung hätte somit als Tat-Sachen-Forschung jenen Teil der Erkenntnis beizusteuern, der sich gewissermaßen nur tangential und im Handlungsvollzug selber ergibt. Dafür gilt es, so meinen wir, in der Praxis vermehrt Raum und Zeit zu schaffen⁹, und dafür sind auch Beispiele zu geben¹⁰.

Es ist nicht einfach, die Hauptmerkmale solcher Erkenntnis zu fassen. Und es gibt Stimmen, welche der begrifflichen Darstellung jegliche Chance absprechen, den Kern so gearteter Tat-Sachen-Erkenntnis wiederzugeben. Selbst-Erfahrung und zahlreiche Gespräche mit erfahrenen Beratern und Therapeuten lassen vermuten, daß Tat-Sachen-Erkenntnis mehr von Bildern und Gestalten geleitet ist und aus Annäherungswerten und Skizzenhaftigkeit eine Qualität machen muß.

Im Dilemma zwischen mehr Genauigkeit und mehr Klarheit wird für Klarheit

optiert, um die Prägnanz der Handlungsleitbilder nicht aufs Spiel zu setzen. Diese Einsicht, welche die Gestalt-Psychologie systematischer zu erfassen versucht hatte, führte zum berühmten Satz, das Ganze sei mehr als die Summe der Teile. Mittlerweile ist nun auch deutlich geworden, daß es die „Teile“ als solche auch nicht so ohne weiteres gibt und die Figuren nur jene sehen, die sie selber erzeugen können/wollen. Praktikerinnen und Praktiker üben sich in der Tat-Sache, mit wenigen Elementen handlungsleitende Figuren zu erfinden. Und die tiefere Erkenntnis versteckt sich in der Grammatik dieses Vermittlungs- und Generierungs-Prozesses.

Beim Niederschreiben dieser Zeilen kam mir ein Buch in die Hand, das von unerwarteter Seite Zuspruch gibt. Pierre Hadot, Lehrer am Collège de France, erforschte sein Leben lang die Schulen der antiken Philosophie und zeigt, daß „Philosophieren einmal mehr war als eine unter Experten geführte Diskussion über eine Theorie“. Sie war Forschungs-Praxis, eine Lebensform, die formen und nicht informieren wollte. Dafür gab es Übungen, denen man sich lange zu unterziehen hatte: Kontemplation der Natur, Meditation, Ethik, Handlungsformen, Körperertüchtigung, Gewissenserforschung. Diese Übungen dienten dazu, sich wahrnehmungs- und handlungsfähig zu machen und Gehörtes und Gelesenes zu integrieren.

Was die Resultate unserer Praxis-Forschungs-Gangart anbelangt, so wollen wir bescheiden bleiben.

Der Mönch Tchao-tschoen begegnete Tai-tsen im Klosterhof, als dieser die Herbstblätter aufwischte und fragte ihn: „Was ist Weisheit?“ Tai-tsen lachte laut heraus und machte sich aus dem Staub.

Tags darauf war Tchao-tschoen an der Reihe, im Hof zu hantieren. Tai-tsen fragte nun seinerseits: „Was ist Weisheit?“ Tchao-tschoen warf den Besen in hohem Bogen weg und lachte laut heraus. Da kehrte Tai-tsen in seine Zelle zurück.

Anmerkungen

- 1 Der Begriff „Praxis“ hat im Westen und Osten eine wechselvolle Geschichte. Das griechische Wort *praxis* und sämtliche zu ihm gehörenden Nebenformen gehen etymologisch zurück auf „darüber hinaus-“,

„weiter-“, „länger-“, „jenseits-gehen“. Besonders intensiv wurde im Umfeld von Sokrates an der Praxis gearbeitet. Sokrates selber hat sie als das wichtigste Bestreben des Menschen angesehen. „Eu pratein“ heißt dann soviel wie: „in rechter und erfolgreicher Weise tun, was zu tun ist“. Erkenntnis

- und Handeln sind (noch) *eins*. Aristoteles wird zugeschrieben, praktisches Handeln, Praxis von Herstellen, Poiesis, unterschieden zu haben. Herstellen hat sein Ziel außerhalb seiner selbst, Praxis sei Handeln in Freiheit und trage das Ziel in sich selbst.
- 2 Praxis-Forschung, Reglement, Bern 1991. Wegleitung zur Praxis-Forschung der Erziehungsberater und Erziehungsberaterinnen im Kanton Bern, 1991. Die Berner Erziehungsberatung ist heute mit dem Jugendpsychiatrischen Dienst partnerschaftlich gekoppelt und verteilt auf 13 autonome Regionalstellen. Sie beschäftigt ca. 120 Personen, z. T. teilszeitlich, und gewährt die psychosoziale Versorgung der kindlichen und jugendlichen Bevölkerung im ganzen Kanton. Die Beratungen sind unentgeltlich und können von allen in Anspruch genommen werden. Der Finanzaufwand beträgt gegenwärtig 8,5 Mio Franken.
- 3 Schelskys „Meisterwerk“: *Die skeptische Generation*, 1957, war in Bern in den 60er Jahren eine Standardlektüre der Studierenden der Humanwissenschaften. Schelsky sagte von uns: „Aber, was sich auch ereignen mag, diese Generation wird nie revolutionär“ (S. 381). Nico Blücher verkannte, ähnlich wie Schelsky, in seinem Werk *Die Generation der Unbefangenen* 1966, was sich schon bald abspielen sollte. Er wurde übrigens später an die Uni Bern geholt. Schon bald sollte diese Generation – allerdings nicht in Bern! – Schlagzeilen machen und vielen Experten Unrecht geben.
- 4 von Felten, Rolf: *Dialog über das Wesen der Beratung* mit: Anton Firmin, Martin Inversini, Ueli Wälti, Hans Gamper, Marianne Christen, Robert Emmenegger, Maya Nef, Daniel Jeanhenry und Jean-Pierre Waber (Studien und Berichte, Nr. 1, 1987/88).
- 5 Tatsachen sind eben Sachen der Tat. Der Begriff impliziert noch ein Wissen vom Transaktiven jeglicher Beobachtung des Forschenden. Auch der englische Ausdruck „fact“ kommt von „facere“.
- 6 Ein Aufsatz von T. E. Meehl, *Second Order Relevance*, im *American Psychologist* 1972 hatte mich schon früh darin bestärkt, neben Grundlagenforschung und angewandter Forschung müsse es noch etwas anderes für uns geben. Dies, obwohl damals alle Universitäten wie gebannt auf die sich rasch etablierenden Verhaltenstherapien starteten und viele junge Kollegen und Kolleginnen damit ihre Hochschul-Karriere machen konnten (weil sie die Forderung nach exakt experimentellen Bedingungen zu erfüllen schienen).
- 7 Die Bernische EB nahm ihre Arbeit als kleines Anhängsel des Schularztesamtes der Stadt Bern 1920 auf. Es mag erstaunen, daß ausgerechnet im zufriedenen Bern eine der ersten Erziehungsberatungsstellen Europas entstanden ist. Dies hat sicher viel mit der zielstrebigen und hartnäckigen Opferbereitschaft Heggs (des ersten Erziehungsberaters) und seiner schöpferischen Freundschaft mit Lauener (dem damaligen Stadtschularzt) zu tun.
- 8 Besonders erwähnen möchte ich Kontakte zu der sich damals formierenden Neuen Gesellschaft für Psychologie. Der kräftige Zuspruch von Jarg Bergold und Eva Jaeggi, Berlin, und von Birgit Volmerg, Bremen, machten in dieser kritischen Anfangszeit Mut. Ihre Anregungen und Hinweisen wurden ernst genommen.
- 9 Anfang 1991 wurde ein kantonales Reglement verabschiedet. Ende 1991 entstand die „Wegleitung zur Praxisforschung“, und im selben Jahr wurden die ersten Forschungskredite gesprochen.
- 10 Drei größere Arbeiten, die in diesem Geist bei A. Flammer abgeschlossen wurden, sind: K. von Steiger, Über das Verstehen einer erzählten Lebensgeschichte. Studien und Berichte Nr. 10, Biel 1992; S. Vicini, Subjektive Beratungstheorien. Bernische Erziehungsberater und -beraterinnen reflektieren ihre Praxis. Studien und Berichte Nr. 9, Biel 1992; F. Andreoli: Auf dem Weg zum Beruf des Erziehungsberaters/der Erziehungsberaterin. Studien und Berichte Nr. 8, Biel 1992.